

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General Anzeiger).



## Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von E. v. Dornau.  
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Da grüßten schon die schlanken wohlbekanntenen Kirchtürme, da hob sich plump und breit der tropfige Wachturm, ein letzter Rest mittelalterlicher Befestigungskunst. Da schmeagten sich die Häuser und Häuschen der Vaterstadt in das bunte Herbstgewand ihrer Gärten. Wie ein Panorama rollte sich das altvertraute Bild seitwärts auf, während ihr Zug in breitem Bogen die Landschaft durchschnitt. Nun hielt er zum letzten Male, nun waren sie angelangt! Sie vergaßen fast eines des andern in der freudigen Erregung des Augenblicks. Und sie vergaßen, daß in der alten Heimat eigentlich nichts sie erwartete, als ein paar Erinnerungen und ein paar Gräber — ihnen war zumute, wie Kindern, die sich hinter der Tür der Weihnachtsstube drängen — so, als ob etwas unfassbar Schönes, unerhört Kostbares hier für sie aufgehoben lag.

Wundervoll war bereits das breite, traute Platz, das gleich auf dem Bahnsteige an ihr Ohr schlug. Ueber zehn Jahre hatte es keiner von ihnen mehr gehört oder gesprochen. Nun war's mit einem Schläge, schier märchenhaft, wieder da, und der Klang ihrem durstig gespannten Lauschen so selbstverständlich, als ob das korrekte, farblose Hochdeutsch dieser zehn Jahre eine fremde Sprache gewesen wäre. — Daß ihnen kein einziges bekanntes Menschengesicht gleich aufdringlich in den Weg kam, vertiefte nur die glückliche Kindermärchenstimmung. Die roten Backsteingebäude der Station, die windschiefe Pappelallee, die zum Städtchen hineingeleitete, das zerfallene Stück Mauer neben dem Wachturm, der alte Turm selber, durch dessen kühle Wölbung sie andächtig schritten — sie alle redeten ja bereits wie mit Menschenzungen zu ihnen, grüßten sie wie alte, treue Freunde!

In einem ihnen bisher unbekanntem, von Neuheit und Sauberkeit prophanhaft triefenden „Hotel zur Eisenbahn“, einem der ersten Häuser des Städtchens,kehrten sie ein. Das Gastzimmer war noch leer, der fremde Wirt bediente sie selbst; er musterte die unbekanntenen Gäste mit kaum verhehlter Neugierde. Hans aber ließ ihn grausam im Ungewissen. Er machte sich mit Hingebung über das frühzeitige Mittagmahl her — ein gütiges Geschick hatte ihm auch einen gesegneten Appetit und einen beneidenswert leistungsfähigen Magen verliehen.

Marie leistete ihm tapfer Gesellschaft. Sie hatte seit dem dünnen, hastig genossenen Pensions-Frühstücke noch nichts zu sich genommen. Sie tafelten also fröhlich und mit Verständnis. Das Essen war von jener reichhaltigen Güte, von der die Großstadt kaum mehr einen schwachen Begriff besitzt. Auch daß der Wirt sie andauernd neugierig un-

schnupperte, bereitete ihnen Spaß. Sie kamen sich plötzlich so ein bißchen als inognito reisende Fürstlichkeiten vor! Wenigstens Hans fand das und flüsterte es Marie schelmisch zu. Sie nickte nur, sie hatte ebenso wenig Zeit zu langen Erörterungen wie er.

Endlich war selbst ihre jugendliche Eblust befriedigt durch die kräftigen, heimatlichen Speisen: Spicaal mit Blumenkohl, Gänsebraten mit Kraut und Klößen, und was sonst die tüchtige Wirtin noch ausfuhr. Hans bezahlte die für großstädtische Begriffe höchst bescheidene Beche, wobei er Mariens Zwanzigmarsstück wechselte. Dann sah er sie lustig fragend an:

„Was kommt nun? Wohin gehen wir zuerst?“

„Bis zum Turm zurück,“ bestimmte Marie, „ein Stück an den Bleichen entlang zur alten Brücke vor der Pfaugasse — ich muß erst 'mal wieder auf der alten Brücke stehen!“

Sie brachen auf — Wirt und Wirtin traten in die Haustür und schauten ihnen nach. Die Straße war jetzt belebter als vorher; Handleute kehrten mit Wagen und Handkarren vom städtischen Wochenmarkte heim, im schmalen Durchgang des Turmbogens staute es sich. Die beiden schlüpften vorbei und hindurch, Hans führte den Weg: Jenseits des Turms ein gewundener Fußweg zwischen Gartenzäunen und sanft abfallendem Wiesenplan. Weiter unten glückte und schimmerte das träge rieselnde Flüsschen, das eine neue Fülle von Erinnerungsbildern in ihnen auslöste — von Zeit zu Zeit führte ein schmaler Steig hinunter. Sie blieben auf dem Hauptwege, bis er sich mit einer Fahrstraße kreuzte, die rechts als Pfarrgasse ins Stadttinnere eindrang. Sie aber bogen hier links um und standen nach kaum hundert Schritten hoch über dem Flüsschen, auf steil gewölbter, uralter Steinbrücke.

Erst sahen sie stumm umher, zur Stadt zurück, in das rascher durch die Enge sprudelnde Wasser hinunter. Dann kam's über sie, daß sie in überstürzender Hast die lebendig gewordenen Erinnerungen austauschten. Rede und Gegerede flog nur so hin und wieder:

„An dieser Stelle war's, wo der zu schwer beladene Schuttwagen auseinanderbrach —“

„Nein, das eine Hinterrad brach ab —“

„Und der Wagen fiel gegen das steinerne Brückengeländer und zerbrach es —“

„Und am nächsten Tage stürzte das kleine Pieschen vom Bachmüller durch die Lücke in den Fluß hinunter und ertrank.“

„Nichtig! Das Bachmüller-Pieschen war's! Und Philipp Koch hatte das Unglück vorausgesehen — wenigstens behauptete er das nachher —“

„Nicht doch. — Er hatte es wirklich vorausgesagt — ein paar Tage vorher spielten wir alle hier — da fing Philipp plötzlich an zu weinen; das Geländer wäre entzweit, und eins von uns fiel hinunter —“

„Da — Jetzt besinne ich mich! Wir haben ihn damals halbrot aeneckt. Als dann das Unglück wirklich geschah —“

da fingen wir nach der ersten sprachlosen Bestürzung in echter Kinderart wieder mit unserem albernen Gehänsel an.“

„Den „Spötkiefeler!“ nannten wir Philipp Koch seitdem,“ sagte Marie gedankenverloren.

„Den Spötkiefeler!“ rief Hans. „Natürlich! — Ist es nicht wunderbar, wie das alles mit einem Schlage zurückkommt? Weißt du, Marie, ich sehe Philipp jetzt ordentlich vor mir — als ob er neben uns stünde — oder grad' da von der andern Seite auf uns zukäme.“

Sie sahen sich beide unwillkürlich um. Aber nichts war da, als der freundliche Sonnenschein und ein mildes, flüsterndes Herbstlüftchen. Und doch durchrieselte es die beiden klargetragten Menschen wie ein abergläubischer Schauer.

„Er konnte manchmal was geradezu Unheimliches haben, der gute Philipp!“ lachte Hans endlich leicht auf. „Und dabei war Philipp doch so ein guter, sanfter, stiller Junge, der keinem Tierchen was zuleide tat!“

Marie lehnte mit gefalteten Händen am Geländer.

„Ja,“ sagte sie langsam, „das war er. Engelsgut. Wie wurde er böse bei unseren albernen Foppereien. Und doch — und doch — er hatte manchmal so einen Blick, vor dem man bange werden konnte —“

„Er sah immer aus, als ob er nicht alt werden würde,“ berichtete Hans. „Das war's vermutlich, was uns andere Kinder so eigentümlich berührte.“

Marie schwieg einen Moment.

„Nein —“ sagte sie dann rasch — „das war's nicht. Oder nicht allein. Ich glaub' — lache mich nicht aus, Hans — daß er vielleicht nicht nur gewußt hat, wie schwächlich er selbst war — sondern auch, wie's um andere Leute stand, die nicht mehr lange leben sollten —“

Hans fuhr zusammen.

„Aber — Marie —“ rief er — „das — das ist ja —“

„Ansim, willst du sagen.“ Marie nickte gleichmütig. „Schon möglich. Ich weiß selber kaum, wie ich darauf gekommen bin. Ich sah ihn nur eben so sehr deutlich vor mir. Mit dem Gesicht, das er an unserm Konfirmationstage machte — er und ich sind doch zusammen eingeseget. Da sah er den alten Herrn Pastor so tiefsaurig an, als der jedem von uns noch 'mal die Hand reichte — so, als ob er Abschied von ihm nähme — ganz gewiß, Hans! Ich fragte Philipp nachher: „Holst du dir morgen deinen Schein vom Herrn Pfarrer?“ Da schüttelte er nur den Kopf: „Wir kriegen morgen keinen!“ Und als wir anderen am nächsten Vormittag ins Pfarrhaus kamen, war der alte Herr eben vom Schlag getroffen und starb kurz darauf.“

Hans nahm den Hut ab und trocknete sich die Stirn.

„Du hast eine lebhaft Phantasie,“ sagte er gezwungen auflachend.

„Ich? Gar nicht! Das solltest du doch wissen! Mir fällt das alles nur ein, weil's wirklich so gewesen ist! — Wohin gehen wir nun?“

„Zu Philipp!“ sagte Hans stolz. „Das sind wir ihm schuldig, gerade jetzt. Der alte, treue Junge! Geradezu sündhaft ihr's, daß wir nicht früher an ihn gedacht haben. Als ob er gar nicht mehr lebte —“

„Am Ende lebt er nicht mehr!“ stieß Marie hervor. Wieder sahen sich beide wie unwillkürlich um.

„Warum soll er denn nicht mehr leben!“ rief Hans unwillig. „Jedenfalls gehen wir jetzt gradenwegs in die Apotheke und fragen nach ihm und seinem Vater.“

Sie gingen rasch die Pfarrgasse hinauf, ohne viel rechts und links zu sehen. Sie hatten gar keine Zeit, keinen Sinn mehr für das behaglich kleinstädtische Treiben in der schmalen Straße. Es zog sie wie mit Händen vorwärts. — Am Marktplatz stand ja auch das Rathaus, in dessen Seitenflügel, der Bürgermeisterei, Hans Imhoff geboren war — und die Apotheke, die Philipp Kochs Vater gehörte, — und das haufällige spitzgieblige Haus des Onkels Polbewitz, das Marie Krumpas Jugend beschirmt hatte und jetzt nach einer letztwilligen Bestimmung des alten Herrn einer frommen Stiftung zugefallen war.

Sonst sahien alles noch genau so wie vor zehn Jahren auf dem schiefwinkligen Plage. Die Häuser sahen aus den alten, blankgeputzten Augen auf seinen stillen Frieden — der Röhrenbrunnen rauschte, die Späzen lärmten um die vergoldete Weiterfahne des Rathauses, der alte Ratsdiener Schmidt kletterte die Stufen der steilen Außentreppe. Die letzten Marktweiber räumten ihre Stände weg, in den Pfützen des vergangenen Tages spiegelte sich die frohe

Mittagssonne. Der alte Schmidt sah blöde blinzelnd auf, als die jungen Leute grüßend vorüberschritten — er erkannte sie nicht, während die grobe Bäckerjule, gerade vorm Eingang der Apotheke, den beiden stattlich hohen Gestalten verblüfft und zweifelnd nachstarrte.

Man kam zuerst in den rotgeplasterter Flur; geradeaus war das Treppenhaus, links ging eine Glastür zur Offizin hinein. Die beiden Besucher verharren einen Augenblick unsicher, fast bekümmert; da ging die Tür rechts auf, die zu der gewöhnlich verschlossenen großen dreieckigen Fußstube des Apothekerhauses führte, und der, nach dem zu fragen sie einen Augenblick Scheu getragen hatten, kam freudig lächelnd mit begrüßend ausgestreckten Händen über die Schwelle ihnen entgegen.

„Marie Krumpa! Hans Imhoff! Da seid ihr! Da seid ihr wirklich! Was bin ich froh!“ rief die untergeessene, sanfte Stimme des Jugendgespielen.

Und er griff sie an den Händen, zog sie unter frohen Ausruhen ins Zimmer hinein, drückte Marie in die Sofaecke, schleppte für Hans einen Lehnstuhl herbei, saß auf einem Wehrstühlchen ihnen gegenüber und betrachtete sie mit freudeglänzenden Augen.

Dann lief er wieder zur Tür, ehe sie noch recht zur Besinnung gekommen, schrie ins obere Stockwerk hinauf nach Kaffee, rannte wieder zurück: „Nein, nicht Kaffee! Wein muß es sein! Mit Wein muß man so ein Wiedersehen feiern!“ gab, ohne auf ihre Antwort zu warten, seine Gegenbefehle mit heller Stimme zur Tür hinaus — saß ihnen abermals gegenüber, die mageren Hände zwischen die Spitzen Arnie gefaltet, lachend, plaudernd, glücklich.

So offenkundig, so treuherzig echt war seine Freude — die Besucher empfanden beinahe so etwas wie Beschämung. Daß sie selbst ihn so ganz vergessen gehabt hatten — die kleine Stadt war treuer — zäher! Sie hielt an der Vergangenheit fest, die ihnen beiden vom Kampf ums Dasein übertäubt worden war.

Nun war alles wieder da — die Kindheit, die trübe Jugend — wie aus Dornröschenschlaf erwacht, so jung noch, so frisch, so unberührt — an des Jugendgespielen Freude entzündete sich die ihre. — Als die alte Apothekersköchin Wein und selbstgebackenen Kuchen brachte, saßen die drei schon dicht mit den Köpfen zusammen, in fröhlichem, beglückendem Gespräch.

Die alte Viese schlug die Hände zusammen, sobald sie die Gäste erkannte, und verwunderte und freute sich wortreich. Philipp Koch nickte wehmütig hinter ihr her, als sie sich endlich schmunzelnd wieder verzog.

„Meine treue Schaffnerin! Was lange ich ohne sie an! Sie sorgt für mich wie eine Mutter für ihr unmündiges Kind. Mir geht's gut —“

„Und dem Vater? Wie geht's dem?“ fragte Hans.

„Mein Vater? Der ist seit drei Jahren tot. Das habt ihr also gar nicht erfahren! Nichtig, ich vergaß, es euch anzuzeigen. Vielmehr ich war damals selbst zu krank dazu. Zu gebrochen, wißt ihr. Vater starb so plötzlich — an unseiner Krankheit, wißt ihr —“

„An eurer —“

„Ja, — wir sterben doch 'mal alle daran in unserer Familie. Es ist was am Herzen. Ach, reden wir nicht davon! Reden wir heute von nichts Traurigem! Noch sind wir ja da und können uns freuen und genießen — Prost, alte Marie! Prost, Hans! Ihr müßt mir jetzt viel, sehr viel von euch erzählen. — Man munkelt hier im Städtchen, daß der alte Herr Doktor euch in seinem Testament bedacht hat — aber da er in Rostock starb und begraben ward, hörte man nichts Genaues. Also — nun schießt los.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Hauptwaffe im U-Bootkrieg.

Von Martin Geddt.

Die Engländer, gegen die sich unsere neue Kriegführung so heutzutage richtet, haben selbst einmal den Satz geprägt: „Wer die besten Maschinen hat, wird in diesem Kriege Sieger sein.“ Wenn wir auch aus unserem Volksempfinden heraus den Krieg und seinen Ausgang nicht so trocken technisch zu betrachten vermögen, so ist doch unabweisbar richtig, daß in diesem gigantischen Kampf Mut und Opferbereitschaft das erstrebte Ziel nur zu erreichen vermögen, wenn die Welt der Todesschlacht dabei das Ihre tut. Tatsächlich ist ja der uneingeschränkte U-Boot-Krieg im Grunde nur die uneingeschränkte Verwendung technischer Möglichkeiten. So ist denn der Weltkampf im gewissen Sinne wirklich ein Kampf der

Maschinen; der ganze komplizierte Apparat der Kriegführung rechnet zum nicht geringen Teil mit dem Können der Techniker und Ingenieure, mit der Produktion der technischen Industrie und der Verwertung dieser Produkte. Die Tatsache, daß die Zentralmächte auf diesem Gebiete immer die führende Stelle einnahmen, ist eine bedeutende Gewähr für den glücklichen Ausgang des neuen, hoffentlich letzten Kampfabschnittes.

Wir leben nicht mehr in der Zeit ursprünglich roher Kräfte, das Kräfteausmaß hängt längst nicht mehr unbedingt von der Masse der Menschen ab. Die Beherrschung der Technik bringt darüber hinaus Leistungen zutage, die dem Urteil des Laien in mehr als einer Beziehung übermenschlich erscheinen müssen. Dem technischen Schriftsteller der 3. Kunst wird es obliegen, das Buch dieses Krieges zu schreiben. Sicherlich aber wird in diesem Werk unter allen Produkten technisch gebildeten Geistes die Beherrschung der Unterwasserwelt eine erste Rolle erhalten müssen. Aeroplane, Hydroplane, Zepeline, 42-Zentimeter-Geschütze, Mörserbatterien, Minen verschiedener Konstruktion haben Art und Formen des Kampfes längst wesentlich verändert, — wichtig ist aber der Torpedo — in seiner jetzigen, ganz entfalteten Anwendung gegen England — die merkwürdigste, unbefriedigte und hoffentlich unbezwinglichste Waffe des Weltkrieges.

Die Erfindung des automobilen Unterwassergeschosses stammt von dem österreichischen Seoffizier Luviz. Alles, was bis zu dieser Konstruktion an Unterwasserarten erlerte, war in Versuchen von ephemerer Ausdehnung. In diesen geistlichen Geraden die schwierigsten Schöpfungen menschlichen Geistes nehmen ihre Vorbilder oft genug von der Natur, die von Uranfang da war — stumm und millionenfach, bescheiden und größer als alles, was Menschen jemals zu schaffen vermögen. Der Torpedo empfing seinen Namen aus dem Lateinischen. Die Alten nannten so einen Fisch der Mittelmeer- und Südgewässer, den Zitterrochen, dessen Bau einigermaßen einer Krallenanlage gleicht, deren stachelige Schläge dem Tier als Abwehr- und Angriffsmittel dienen. Auch der Torpedo lebt ja sozusagen im Wasser, und in Gestalt von Fortbewegungsart gemacht er in primitiver Weise an den Zitterrochen, den die Natur erschuf — Jahrtausende bevor wir ihr einen Teil ihrer Geheimnisse abzulösen vermochten.

Im primitivsten Sinne mögen die sogenannten „Brander“ als Vorläufer des Torpedos gelten. Sie bestanden in mächtig großen, hölzernen Fahrzeugen, die mit — nach einem bestimmten Zeitraum entzündlichen — Sprengmitteln geladen und im Wasser treibend gegen das feindliche Objekt losgelassen wurden. Es ist ein merkwürdiges Spiel des Schicksals, daß die erste torpedoartige Waffe von einem Angehörigen gerade jenes Volkes gebauet wurde, das heute am lautesten gegen den vollen Gebrauch dieses Kriegsmittels protestiert: in den nordamerikanischen Freiheitskämpfen im Jahre 1776, richtete der Amerikaner David Bushnell zum ersten Male eine Art Unterwasserprojektil gegen ein britisches Fahrzeug. Allerdings blieb dieser Versuch, allerdings der ein Jahr später wiederholte, vergeblich. In hervorragender Weise beschäftigte sich der Amerikaner Fulton mit der Konstruktion von Unterwasserarten. Er baute ein Tauchboot — „Nautilus“ mit Namen — und vollführte damit schon 1795 auf der See des französischen Hafens Brest kleinere Operationen. Und wieder war es ein gewissermaßen durch England genährter Krieg, in dem die Unterwasserarten Anwendung fanden: in den amerikanischen Bürgerkriegen, in jenen erbitterten Kämpfen zwischen Nord und Süd, wurden sie allerdings noch immer ohne nennenswerten Erfolg — als Kampfmittel benützt.

Auch die nun folgenden Verbesserungen und Neukonstruktionen waren von nur beschränktem Kriegswert. Immerhin bildeten die Treibtorpedos, Kanonentorpedos, Raketenorpedos und Schlepptorpedos den Ueberbau zur entzündlichen Konstruktion der Unterwasserarten. Die Treibtorpedos waren mit Sprengmitteln gefüllte Holzgefäße (eine Höhlenentwicklung der Brander), deren Fortbewegung gegen das feindliche Schiff der Strömung überlassen wurde. Die Kanonentorpedos wurden, wie bei gewöhnlichen Geschützen, aus Rohren gefeuert, und zwar sowohl über wie unter Wasser. Diese Geschosse verloren aber im Wasser durch dessen Widerstand sehr schnell ihre Treibkraft, und auch als sie in Form und Leichtfertigkeit verbessert wurden, waren sie infolge des Fehlens von Eigenkraft und Steuerung noch sehr unvollkommen. Die Raketenorpedos führten bereits eine treibende Kraft mit sich: den Raketenantrieb, durch dessen Abbremsen in einem hinten angebrachten Hohen sie vorwärts getrieben wurden. Die Schlepptorpedos, deren Bau im wesentlichen von den Brüdern Frederis und John Harvey stammte, bildeten wiederum eine allzu große Gefahr für die Mannschaft des zugehörigen Schlepbootes selbst.

Um diese Gefahren zu beseitigen und das ganze Verfahren möglichst zu vereinfachen, baute der österreichische Seoffizier Luviz ein kleines, selbsttätig betriebenes Fahrzeug ohne Besatzung, dessen Vorderteil mit Sprengladung gefüllt war. Diese Erfindung wurde von dem Engländer Whitehead, der damals als Direktor einer Maschinenfabrik in Bunnah lebte, aufgenommen. Sie bildete die schöpferische Grundidee dessen, was man in der Folge fälschlich den Whitehead-Torpedo nannte. Die wesentliche Eigenart des auf diese Weise geschaffenen Torpedos besteht darin, daß er sich unter Wasser bewegt und keine durch die Kraft des Wasserens getriebene, sondern eine durch eigene Maschinenkraft fortbewegte und steuerbare

Waffe ist. Der Torpedo wird vor dem Ablassen auf die einschaltende Tiefe und Richtung mit größter Genauigkeit eingestellt, er wird aus dem Ausstoßrohr in das Wasser gezeit — alles wird durch die maschinellen Fähigkeiten des Projektils selbst besorgt.

Trotzdem die Hauptgliederung des Torpedos lange vor dem Kriege in allen Marinen die gleiche war, mag ein näheres Eingehen auf die dabei wesentlich wirksamen Kräfte unter den heutigen Umständen überflüssig sein. Seine charakteristischste Eigenschaft besteht in jedem Falle darin, daß er seine Bahn mit eigener Kraft verfolgt. Ein Miniaturunterseeboot also — mit Heizraum und Maschinenanlage wie ein Schiff —, das von dem großen Unterseeboot ausgesandt wird, um das gemerische Ziel zu treffen und zu sprengen. Ein in der technischen Welt lebendiges Wesen, der künstliche Fisch, den der Mensch dem Zitterrochen nachgeahmt hat.

Die „Befähigkeit“ der modernen Torpedos ist noch verhältnismäßig jung. Erst vor Ausbruch des russisch-japanischen Konfliktes wurden sie „tauglich“ erklärt. Im russisch-japanischen Kriege hat dann der Torpedo zum ersten Male praktisch seine überragende Bedeutung im Kampf zur See gezeigt.

Die vollendetsten technischen Möglichkeiten aber wurden von deutschen praktischen Wissenschaftlern hervorgeholt, deutsche Entschlossenheit sieht sich einem mit Hungerangsmitteln arbeitenden Feinde gegenüber genötigt, sie reiflos anzuwenden. So hat jetzt das Tragelien von Mut, Wissenschaft und Disziplin im Untersee-Kampf zu einer Gewalt gemacht, der auch das „unbergfame“ Großbritanien sich weihen müssen. Im Kampf gegen England begann der Entfaltungsvorgang des Unterwassertorpedos, das erste torpedoartige Projektil wurde gegen ein englisches Schiff geschleudert — und die heutige Beherrschung dieses geheimnisvollen aller Geschosse ist gegen das Herz Englands gerichtet.

### Verwendung erfrorener Kartoffeln.

Frau Oekonomierat A. Weigel in Vich stellt den Hausmann folgende gute Ratsschläge zur Verfügung:

„Sparen“, immer wieder sparen, nichts verloren geh'n lassen, alles ausnützen und nichts wegwerfen, das soll der heutige Grundsatz jeder tüchtigen, von treuer Vaterlandsliebe beseelten Frau sein. Insbesondere: „Spart die Kartoffeln“ wird uns immer aufs neue angerufen und nicht zu unrecht! Beim Einmintern der von vornherein durch die Mähernte schon knapp bemessenen Kartoffelvorräte dachten wohl die wenigsten, daß uns ein so ungewöhnlich streng und lang andauernder Winter beschiden sein würde. Im allgemeinen genügte es ja auch stets, wie wir in früheren Jahren unsere Kartoffeln über den Winter aufzubehalten pflegten. Was diese ungewöhnliche Kälte hat leider mancherorts zum teilweisen Erfrieren der Kartoffeln geführt trotz aller Vorsicht und Bedeckung, oft auch mangels geeigneten Raumes. Wenn uns in früheren Zeiten auch dann und wann einige Körbe voll Kartoffeln erfroren sind, so war das, insbesondere auf dem Lande, von keiner wesentlichen Bedeutung, denn die beschädigten Kartoffeln konnten ja an das Vieh verfüttert werden, und beim Menschen wurden sie nötigenfalls durch das Brot ersetzt. Heute ist das anders. Die Kartoffel- und Brotvorräte sind so knapp, daß wir keinen Verlust haben dürfen. Selbst die erfrorenen und dadurch einen widerlich süßen Geschmack erhaltenden Kartoffeln sind für unseren Tisch noch brauchbar und müssen Verwendung finden. Es wurde schon öfters darauf hingewiesen, daß die erfrorenen Kartoffeln durch mehrständiges Einlegen in frisches Wasser, eventuell auch durch einen Zusatz von Essig beim Kochen ihren süßen Geschmack verlieren würden. Ich hatte bei meinen erfrorenen Kartoffeln nach 24stündigem Einlegen und erneuertem Wasser ebenfalls Erfolg, den süßen Geschmack wegzubringen, wie durch einen Essigsatz beim Kochen. Dagegen habe ich mit sehr gutem Resultat diese Kartoffeln zu vorzüglich schmeckenden süßen Speisen verwendet, was mir noch den nicht zu verachtenden Vorzug brachte, den Jucker zu sparen! — Ich will hier einige erprobte Rezepte folgen lassen in der Hoffnung, daß dadurch manche Hausfrau freudigsten Herzens die vielgeschmähten „süßen“ Kartoffeln wieder in Ehren verwenden und insbesondere, wo Kinder sind, viel Nabel anschießen wird.

Die in der Schale gekochten und geriebenen Kartoffeln werden mit etwas Milch — auch Buttermilch oder Molke kann dazu verwendet werden — tüchtig schaumig gerührt. Einige kleine Rosinen, etwas Salz — etwas geriebene Zitronen- oder Apfelsinenschale verfeinert den Wohlgeschmack — darunter gemengt und unter ständigem Rühren einmal aufkochen lassen. Warm, mit etwas Fruchtsaft zu Tisch, ergibt dieser „Rosinenbrei“, namentlich wo Kinder sind, ein vorzüglich bekömmliches, billiges Abendessen. Ferner lassen sich die sehr beliedigen Kartoffelsäften sehr gut mit den erfrorenen Kartoffeln besetzen. Man kocht und reibt die Kartoffeln, mengt das nötige Salz und etwas Mehl darunter, knetet eine Kugel daraus, schneidet fingerdicke Scheiben davon, die in „Paniermehl“ gewendet und in der Pfanne gebacken werden. Man bestreut die Ritzeln mit etwas Zucker und gibt sie mit Obst.

Das „Paniermehl“ dazu stelle ich mir selbst, und zwar im Vorrat, ebenfalls aus den erfrorenen Kartoffeln her nach folgender Anweisung: In der Schale gekochte, erkalte geriebene Kartoffeln werden auf ein Blech ausgebreitet, in der Bratpfanne getrocknet, fleißig gewendet, bis sie ganz trocken und von ichner

gelber Farbe sind, was bei gutem Feuer in den Vormittagsstunden erreicht ist. Möglichst noch warm durch die Fleischhackmaschine getrieben und darnach gefiebt. Das gröbere nochmals durch die Kaffeemühle, ergibt ein prächtiges, zu den verschiedensten Kochzwecken geeignetes Bannermehl. Ebenso lassen sich die erprobten Kartoffeln mit Vorteil als Zusatz bei Waffeln, Puffern, Torten usw. verwenden.

Ich hoffe mit obigen Rezepten — wenn diese gut ausgeführt werden — nicht nur die erfrorenen Kartoffeln wieder zu Ehren gebracht und dadurch manche Hausfrau von ihrer Kartoffelsorge befreit zu haben, sondern mir auch den speziellen Dank des Hausherrn zu erlangen, der künftig verschont bleiben wird, süßschmeckende Kartoffeln zu Fleisch und Gemüse vorgelegt zu erhalten. Die kluge Hausfrau wird jedoch gut tun, erst nach eingehendem Vobe über ihre Kochkunst die Verwertung ihrer erfrorenen Kartoffeln zu verraten, da bekanntlich ein Vorurteil gar leicht den Gemüß an unsern Speisen beeinträchtigt.

### Vermischtes.

Warum Napoleon seinen Selbstmord beging. In der „Gazette de Geneve“ wird ein Gespräch wiedergegeben, das Napoleon auf St. Helena mit dem englischen Chirurgen Baron führte. Als sie eines Tages, durch den Selbstmord Wittreads veranlaßt, auf dieses Thema überhaupt zu sprechen kamen, deutete Baron Bonaparte an, wie erkaunt man in England dar über sei, daß er nicht einen freiwilligen Tod der Gefangenschaft vorgezogen habe. Die ruhige Antwort Napoleons lautete: „Nein, nein, meine romanische Seele kann sich nicht zum Selbstmord entschließen.“ Das tragische Ende Wittreads konnte er sich nur, wie folgt, erklären. „Ein so vorurteilsfreier Mann kann nur durch obhässliche Gründe zum Selbstmord geführt worden sein, vielleicht durch das feuchte, neblige Klima Englands.“ „Euer November“, so fuhr er fort, „kann derartiges Unheil heraufbeschwören, indem er die Menschen hypochondrisch und dadurch sehr bald lebensüberdrüssig macht. Ich halte Selbstmord für das widerlichste Verbrechen, denn es gibt kein Argument, das ihn rechtfertigen könnte; wie tief sie auch verborgen sein mag, als Hauptveranlassung wird man stets Neugierde entdecken müssen. Denn kann derjenige, welcher nicht die nötige Kraft hat, ein ihm ungünstiges Geschick zu ertragen, mutig genannt werden? Allen Nöten des Lebens trotzen, ganz gleich welcher Art sie seien, gegen alle Anfechtungen, darin allein besteht wahres Heldentum.“

• Die schwarze Hand. Mein Freund, so erzählt ein Mitarbeiter des „Veuve“, erklärte mir kürzlich, daß er sich scheiden lassen wolle. Ich war herüber um so mehr erstaunt, als seine Frau lauter vorzügliche Eigenschaften hat und die Ehe stets als ängstlich glücklich gerühmt wurde. Schließlich gab er meinem Drängen nach und begann zu erzählen: Vor einigen Tagen kehrte meine Frau merkwürdig nervös nach Hause zurück und sagte kurz: „Ich habe zwei Säcke Kohlen, sie werden sofort herauf gebracht.“ Meine Frau trug an dem Tage ein Kleid aus ziemlich hellem Stoff, und als sie sich umwandte, um den Put abzunehmen, bemerkte ich auf der Jacke die deutliche Spur einer großen schwarzen Hand. Ich stieß einen Schrei aus, meine Frau wandte sich um, und da erblickte ich auch auf ihrem Gesicht schwarze Spuren. Ungetreu, rief ich aus, und sie begann zu weinen. Dann berichtete sie mir, daß sie einem hochbeladenen Kohlenwagen auf der Straße begegnet sei. Sie hatte dem Kutcher eine Unmenge Geld versprochen, wenn er ihr zwei Säcke Kohlen ablassen wolle. Der Kutcher aber ließ sich nicht rühren und erklärte, ihr nur unter der Bedingung Kohlen zu verkaufen, daß sie sich von ihm einen Fuß gehen lasse. Sie schwankte und unterwarf sich schließlich dieser selbstmörderischen Erziehung der Kriegerin. Du wirst begreifen, daß ich mit einer Frau, die sich für zwei Säcke Kohlen lassen läßt, nicht länger leben kann.“ „Ich begreife es“, erwiderte ich, „da gegenwärtig Tauwetter einzieht hat. Wenn es aber morgen wieder zu frieren beginnt, wirst Du plötzlich anderer Meinung werden.“ Er erwiderte nichts und ging nachdenklich fort.

• Der Bär beim Gasanariff. Die Kriegskist eines Vären, der von einem französischen Regiment in den Schützengräben der Westfront gehalten wurde, wird vom „Figaro“ mit großer Verehrung berichtet. Der kleine Bär war der Liebling des Regiments, und um ihn zu schützen, verlor man ihn auch mit einer Gasmaske. Aber er betrat sich jedesmal gewollt davon, so daß man überzeugt war, er würde kein nächstes Gasanariff getötet werden. Als aber dann wirklich der Angriff erfolgte, grub der Bär schnell ein Loch in den Schnee und die Erde, steckte die Schnauze hinein und sprang frohlich und gesund wieder auf, als alles vorüber war.

### Büchertisch.

— „Und gib uns Frieden“. Von Bruno Wille. Ein weltliches Andachtsbuch aus deutschen Dichtern. Pongs Schönbücherei (Deutsches Verlagshaus Pongs & Co., Berlin W. 67). Preis fort. 7,50 M. — Wohl selten dürfte ein Buch so in jedem Sinne so einfüßig sein, wie das vorstehende Werk des bekannten Dichter-

Philosophen. Es stimmt uns zu ernster Betrachtung und Besinnung auf die Quellen der Erlösung aus den Nöten des Alltags, treibt uns, Erbauung und Belehrung zu suchen bei den geistigen Führern unseres Volkes, ja, der Menschheit, Andacht zu finden in den Worten unserer großen Dichter. In des Angelus Silesius „Eherubinischem Wandersmann“ lehrt immer und immer die Mahnung wieder: „Geh' in dich selbst, geh' über dich hinaus, entwache dir, d. h. werde tiefer, werde äröher, edler, besser. — ein Führer zu diesem Ueberuns-hinausgehen will Bruno Wille's schönes „Buch weltlicher Andacht aus deutschen Dichtern“ sein, ein verlässlicher Führer auf allen unseren Wegen hinan zum reinen, höchsten Menschentum, in allen unseren Stunden des Jauens wie des Jubelns, ein Führer, der in der Junge unserer großen Dichter zu uns spricht.

— Bei Kopenhagen & Kslasing in Bielefeld und Leipzig erschien ein kleines Buch über „Die Marneeschlacht“, aus der Feder des Rostocker Historikers Prof. W. Kolbe. Die kleine Schrift verdient schon darum weitestete Verbreitung, weil sie die denkwürdige Schlacht einmal vom rein objektiven Standpunkte des Historikers betrachtet im Gegensatz zu den französischen und englischen Darstellungen, die nicht müde werden, die Marneeschlacht als einen in der Geschichte einzig dastehenden Sieg ihrer Waffen immer wieder von neuem zu beschreiben und zu beschreiben. Als eine seltene und sachliche Widerlegung dieser ganz einseitigen tendenziösen Darstellungsweise erfüllt das Buch geradezu einen nationalen Zweck und kann daher nur warm empfohlen werden.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Caon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 2. Märzheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Marie v. Buntin: Erinnerungen an Lady Blennerhassett; Lady Blennerhassett: Aus Briefen; Richard Müller-Freienfels: Moderne Dichtung und Malerei; Friedrich Hirth: Rino der Worte; R. Stille: Bija Göt Alp; Eugen Verch: Eine neue Literaturgeschichte; Heinrich Berkau: Neue Lyrik II. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nachrichten. — Der Büchermarkt.

— Kosmos. Handweiser für Naturfreunde. Jährlich zwölf Hefte und 4-5 Buchbeilagen. Geschäftsstelle: Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Halbjährlich M. 2,80. Probehefte unberechnet.

### Biegener Hausfrauen-Verein.

#### Kochanweisungen.

Dickwurz-Salat (sehr aromatisch und wohlschmeckend). Dickwurz kochen, waschen und hobeln. 24 Stunden in Salzwaschen stehen lassen. Danach wie andere Salat zubereiten.

(Falsche) Sahne-Kartoffeln. 2 1/2 Pfund gedochte Kartoffeln, 30 Gramm Mehl, 50 Gramm geriebenen Käse, 1/2 Liter Milch, Salz. Die gekochten, in Scheiben geschnittenen Kartoffeln legt man in eine Backform, dabei zwischen die einzelnen Bogen den geriebenen Käse verteilend. Die Milch (oder Buttermilch) wird mit etwas Salz und Mehl verquirlt, gleichmäßig über die Kartoffeln verteilt und 40-50 Minuten im Ofen gebacken.

Saure Stedrübeneinzulegen. Die Stedrübe wird in Scheiben geschnitten, abgeschält und fein geschnitten. Dann legt man die Schnitzel in ein sauberes Faß oder einen Steintopf, mit Salz darunter, und stampft und drückt sie so fest wie möglich. Bei Fäßen benutzt man hierzu eine hölzerne Keule. Man kann nach Gefallen auch Pfefferkörner, Wacholderbeeren oder Kümmel zwischenstreuen. Auf die Füllung legt man oben ein leinere Tuch und darüber einen anschließenden Holzdeckel, den man am besten mit Steinen beschwert. Zunächst stelle man das Faß in einem warmen Raume auf, bis die Masse stark in Gärung übergegangen ist. Dinterher muß es in einem luftigen und kühlen Raume aufgestellt werden.

### Bilderrätsel.



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Kanne, Kanone.